The Art of Not Being Governed

James C. Scott, The Art of Not Being Governed. An Anarchist History of Upland Southeast Asia (Yale Agrarian Studies), New Haven & London (Yale University Press) 2009, xviii + 442 S., 9 Abb., 17,40 €

James C. Scott, Professor of Political Science an der Yale University, hat ein Buch vorgelegt, das im Untertitel zwar auf Südostasien verweist, aber für Historikerinnen und Historiker anderer Regionen und Zeiten – wie den Rezensenten selbst, der hauptsächlich in der Europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts zuhause ist – überaus lesenswert ist. Die Kernthese des Buches lässt sich prägnant mit dem Epigraph zu Beginn zusammenfassen: »It is said that the history of peoples who have a history is the history of class struggle. It might be said with at least as much truthfulness, that the history of peoples without history is a history of their struggle against the state.« (Pierre Clastres, *La société contre l'état*.)

Empirisch handelt das Buch von den *hill peoples* in einer von Scott (er übernimmt den Begriff von Willem van Schendel) als *Zomia* bezeichneten Region in Südostasien, die sich über die nationalen Grenzen von Vietnam, Kambodscha, Laos, Thailand und Burma sowie vier chinesische Provinzen erstreckt und sich vor allem durch hügeliges oder gebirgiges Terrain auszeichnet (das Buch enthält mehrere informative Karten, die unter anderem die Höhenmeter der entsprechenden Region anzeigen). *Zomia* sei, so Scott, »the largest remaining region of the world whose peoples have not yet been fully incorporated into nation-states.« In diesem Gelände war der Anbau von Nassreis, der stets eine Konzentration von Menschen mit sich brachte, klimatisch nicht möglich, was das Gelände für sich entwickelnde Staaten unattraktiv machte, kam es ihnen doch darauf an, einen leichten Zugriff auf die Bevölkerung und ihre Produktion, zur Rekrutierung von Soldaten und zur Erhebung von Steuern, zu haben. Eben dies war durch den Anbau von Nassreis in niedrig gelegenen Regionen möglich.

Von den staatsgründenden *lowland peoples* wurden jene *hill peoples* stets als »roh«, »ungekocht«, als unzivilisiert und rückständig dargestellt, die zur Zivilisation geführt werden müssten. Zwar ist das Zivilisationsnarrativ als Fortschrittsnarrativ mittlerweile diskreditiert, die Vorstellung, dass »unzivilisierte« *hill peoples* quasi eine ursprünglichere Lebensweise pflegten, hat sich jedoch erhalten. Demgegenüber argumentiert Scott, dabei die Hauptthese in immer wieder neuen Variationen präsentierend, dass die Lebensweise der *hill peoples* eine dezidierte politische Entscheidung darstellte, um den sich entwickelnden Staaten zu entfliehen. Die *hill peoples* seien keineswegs »ursprünglichere« Ethnien, sondern hätten sich aus all jenen Menschen zusammengesetzt, die den Zumutungen des Staates entfliehen wollten. Sie seien nicht vor-zivilisatorisch, sondern erst durch die Zivilisation als ihr Anderes geschaffen.

Um Staaten zu entkommen bot ein hügeliges Gelände, das für das Militär vor den 1950ern Jahren kaum zugänglich war, ideale Voraussetzungen. Hier konnten sich mobile und fluide Gesellschaften entwickeln, die nur flache Hierarchien kannten und sich gegen die Etablierung starker Herrscher erfolgreich zur Wehr setzten.

Diese politische Grundentscheidung spiegelte sich in verschiedenen Aspekten der Lebensweise der *hill peoples* wieder, etwa der Landwirtschaft, die sich einer einfachen Besteuerung entzog und auf Flexibilität abzielte, indem sie sich auf Wurzelfrüchte spezialisierte, die schwerer zu zerstören waren, oder der auf Mündlichkeit basierenden Kultur. Womöglich, so spekuliert Scott mit gebotener Vorsicht, hätten die *hill peoples* einst die Schrift gekannt, sie aber im Zuge der Flucht vor Staaten aufgegeben. Die radikalste und interessanteste Variante dieser These ist, dass die Geschichtslosigkeit mancher dieser *hill peoples* Teil der Herrschaftsvermeidungsstrategie war. Ohne Geschichte konnte keine gemeinsame Identität geformt werden, was zur Fluidität – *like jellyfish* – beitrug. Diese These mag kritisch gesonnene Historikerinnen und Historiker nachdenklich stimmen: eine radikale Verweigerung von Geschichte zur Vermeidung von Herrschaft!

Scott selbst versteht sein Buch über Südostasien nur als einen Beitrag zu einer noch zu schreibenden Geschichte der Staatsvermeidung, weshalb er immer wieder auf andere Regionen verweist, in denen er ähnliche Phänomene beobachtet. Dazu zählen laut Scott etwa die Berber in Nordafrika, die »Hügelbewohner« Europas wie die Schweizerinnen und Schweizer, aber auch die *maroon communities* entflohener Sklaven in den beiden Amerikas oder die Gemeinschaften der *boats people* in Südostasien. Mit diesen genuin globalen Perspektiven bietet das Buch eine höchst anregende Grundlage, an einer Geschichte des Kampfes gegen Staatlichkeit zu arbeiten.

So faszinierend und überzeugend das Buch auch ist, so lassen sich dennoch drei Einwände formulieren. Erstens spielt *Geschichte* in dem Buch kaum eine Rolle – ein aus Historikerperspektive sicherlich naheliegender Einwand. Scott stellt langfristige Muster dar – im Prinzip behandelt er einen Zeitraum von Anbeginn der Staatsgründungen bis 1950 unserer Zeitrechnung, ohne groß darauf zu achten, ob ein Beispiel sich um 500, 1500 oder 1950 zutrug – ohne zu fragen, ob Staaten und diejenigen, die ihnen entkommen wollten, nicht aus Erfahrungen und voneinander lernten. Hier wären manchmal präzisere chronologische Überlegungen wünschenswert. Wichtiger aber sind die beiden folgenden Einwände.

Scott zeichnet, dies als zweiten Einwand, die Grenze zwischen den nicht-urbanen, anti-staatlichen Hügelgesellschaften und den tendenziell urbanen staatlich verfassten *lowland* Gesellschaften allzu stark. War es für den Staat wirklich so leicht, auf Menschen und ihre Produktion in urbanen Zentren Zugriff zu erhalten? Oder gab es nicht auch in Städten Räume, in denen sich Menschen dem Staat entziehen konnten, oder es zumindest versuchten? Gerade aus der Perspektive des 20. Jahrhunderts und seiner oft chaotischen Metropolen wird diese Frage zu stellen sein. Eine Geschichte der Antistaatlichkeit wird nicht nur auf ländliche, hügelige Fluchtzonen zu blicken haben, sondern ebenso urbane Räume in den Blick nehmen müssen.

Schließlich hinterließ die Darstellung der nicht-staatlichen Hügelgesellschaften eine gewisse Skepsis beim Rezensenten. Sie mögen sich staatlichen Organisationsformen entzogen haben, fluide gewesen sein und starke Herrscher vermieden haben. Aber bedeutet dies, dass sie *anarchistisch* waren, dass es in ihnen keine Form von *Herrschaft* gab? Macht und Herrschaft werden nicht nur in und durch Staaten ausgeübt, und wenigstens die Frage nach eben anderen Formen von Machtausübung hätte Scott stellen können und sollen. Es ist etwa bezeichnend, dass Geschlechterbeziehungen so gut wie keine Rolle in seinem Buch spielen. So bleibt die Darstellung der *hill peoples* teils doch arg idealisierend. Aus der Bewunderung für sie macht Scott denn auch keinen Hehl.

Das, diesen Kritiken zum Trotz, anregende Buch lädt zum Weiterdenken ein.

Eine erste Möglichkeit hierzu wurde bereits angedeutet: Ließen sich soziale und kulturelle Praktiken in urbanen Räumen, nicht nur im 20. Jahrhundert, als Versuche interpretieren, der Staatlichkeit zu entkommen? Lassen sich, beispielsweise in der Schwarzmarktwirtschaft, gar Parallelen entdecken? Oder müsste hier vorsichtiger interpretiert werden, gerade was die *politische* Motivation solcher Praktiken angeht?

Eine zweite Überlegung, aus europäischer Perspektive: Zwar verweist Scott immer wieder auf Beispiele für *hill peoples* in Europa, aber diese überzeugen empirisch nicht wirklich. Zumindest der Rezensent ist skeptisch, ob sich eine entsprechende »anarchistische Geschichte« Europas in der Frühen Neuzeit schreiben ließe. Demgegenüber wäre zu fragen, ob es in Europa nicht eine eher dezentralisierte Form der Herrschaftsausübung gab, die eine Erfassung von unzugänglichen Gebieten zumindest erleichterte. Genauer vergleichende Studien zu Formen der Herrschaftsausübung und deren Vermeidung wären hier höchst wünschenswert. Sie könnten zu einer Beantwortung der von Michael Mitterauer aufgeworfenen Frage »Warum Europa?« beitragen.

Joachim C. Häberlen (Berlin)